

Alpenblick und Fieberkurve

Kurven, Karten, Fotografien, Magnetresonanzbilder: Wenn alle meinen, das Gleiche zu sehen und zu verstehen, dann ist dies die Wirklichkeit. «Ganz normale Bilder» ist ein Sammelband über die Überzeugungskraft des scheinbar Selbstverständlichen und wie sie visuell hergestellt wird.

Der Sehsinn ist der wichtigste Orientierungssinn des Menschen. Kein Wunder, wenn wir ihm blind vertrauen. Dass dieses Vertrauen auch getäuscht, manipuliert, missbraucht werden kann, weiss jeder, der sich ein wenig mit der Rolle der Fotografie in Politik, Propaganda und Medien auskennt. Doch darum geht es diesem Buch nicht. Es geht vielmehr um Bilder, die für sich in Anspruch nehmen, Realität objektiv, wissenschaftlich und überprüfbar darzustellen, wie Karten, Diagramme, Stadtpläne oder Magnetresonanzbilder.

Der gelenkte Blick

Ihre Überzeugungskraft gewinnen diese Darstellungen paradoxerweise gerade nicht dadurch, dass sie Wirklichkeit möglichst direkt abbilden, sondern dass sie sie mittels komplizierter Apparaturen abstrahieren, standardisieren und zusammenfassen. Dass wir diese Lenkung unserer Sehweise offenbar brauchen, um selbst scheinbar offensichtlichen Dingen eine Struktur zu geben, zeigt eindrücklich der Beitrag von Daniel Speich, der sich unter anderem mit der historischen Wahrnehmung des Alpenpanoramas der Stadt Zürich befasst. Erst im 19. Jahrhundert wurde dieses nämlich als visuelles Spektakel wahrgenommen und nicht einfach als lästiges Hindernis auf den Handelswegen nach Süden – mit eindrücklichen Folgen für die Stadtentwicklung. Wie sich städtebauliche Theorien und Wertvorstellungen in Karten



David Gugerli, Barbara Orland (Hg.): *Ganz normale Bilder. Historische Beiträge zur visuellen Herstellung von Selbstverständlichkeit.* Reihe Interferenzen 2, Chronos Verlag, Zürich 2002. ISBN 3-0340-0551-2

niederschlagen und wie diese wiederum die Zukunft der Städte beeinflussen, vermitteln die Beiträge von Angelus Eisinger und Jens Lachmund. Komplexe Gegebenheiten räumlicher, sozialer und botanischer Natur werden in Karten und Plänen zusammengefasst, hervorgehoben und in neue Zusammenhänge gestellt und damit erst lesbar, planbar und gezielt beeinflussbar – zumindest für die Angehörigen der entsprechenden Fachcommunity.

Die Norm der Kurve

Unschlagbar in ihrem Abstraktionsgrad und in ihrer Vereinfachung komplexer Zusammenhänge ist die Kurve. Obwohl visuell denkbar ungenständig, ist sie zur nicht mehr wegdenkbaren Ikone jeder Wirtschaftsseite in den Medien geworden, zum Orakelhandwerk jeder Prognose, zur Basis medizinischer Ratgeber. Wachstumskurven oder

Regressionskurven, Idealgewichtskurven oder Fieberkurven – Kurven zeigen nicht nur Entwicklungen, ihre eigentliche Wirkung entfalten sie vielmehr da, wo die Grenzwerte, innerhalb dessen etwas als «normal» verstanden werden kann, mitgedacht werden. Ohne solche zugrunde liegenden Normvorstellungen verlore die Kurve einen guten Teil ihrer Attraktion, wie Jürgen Link überzeugend darlegt. Auch für Jakob Tanner in seinem Beitrag über Wirtschaftskurven gibt es keine «stummen Kurven» die für sich allein sprechen könnten. «Wirtschaftskurven machen Sinn nur durch ihre Verbindung mit narrativen Mustern und strukturieren Plots.» Eine Beobachtung, die ihre Entsprechung in überraschender Weise in der Entwicklung der medizinischen Fieberkurve findet, welche seit 1850 in Gebrauch kam und sich zunehmend zum Orientie-

rungsmuster für normale und anormale Krankheitsverläufe entwickelte (vgl. den Beitrag von Volker Hess).

Apparate und Körperbilder

Die Geschichte der Fieberkurve zeigt auch, wie eng die Bildgebung in der Medizin mit der Entwicklung entsprechender technischer Apparate verknüpft ist. Schon die Entwicklung der Fieberkurve setzte ja ein Messinstrument voraus, das Temperaturdaten unabhängig von den subjektiven Einschätzungen und Beschreibungen der Patienten erfasste. Wie eine neue bildgebende Technologie überhaupt Einzug in die Medizin findet, beschreibt Barbara Orland in ihrer Fallstudie zum Einzug der Magnetresonanztchnik ins Kinderspital Zürich. Dass eine Methode, die zunächst Physikern, Chemikern und Biologen gedient hatte, überhaupt so früh ausgerechnet in die klinische Praxis eines Kinderspitals aufgenommen werden sollte, hatte handfeste praktische Ursachen: Babys waren aufgrund ihrer geringen Grösse besonders geeignete Studienobjekte für eine Apparatur, deren Magneten zunächst nur begrenzt grosse Öffnungen hatten. Die mit der neuen Technik verbundenen Probleme technischer, organisatorischer aber auch referentieller Art (was zeigen die erhobenen Daten, und wie sind sie zu deuten), bilden ein spannendes Stück neuerer Innovationsgeschichte.

Martina Märki